

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1908)
Heft: 2

Artikel: Thygater
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. Die sittliche, rein menschliche Sittenlehre bietet eine bessere Begründung des sittlichen Lebens.

Nach Goethe sind „Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerhöchste Kraft“. Daraum soll man die sittliche Erziehung vor allem auf die Erkenntnis stützen. Zur Bildung des Gewissens ist die sichere Erkenntnis besser, als ein zweifelhafter Glaube. Die Erkenntnis, daß die Erfolgung des Sittengeiges der allgemeinen Wohlfahrt dient, ist dem Schüler leicht zu vermitteln. Erhaltung und Veredlung des Einzelnen und der Menschheit werden als Ziele des Lebens dargestellt. Diese Ziele dienen alle Tugenden, die dem Schüler an Beispielen aus der Geschichte vorgeführt werden.

Dabei zeigt der Lehrer, daß das richtige Handeln für den einzelnen und die Gesellschaft gute Folgen hat und das unrichtige böse, verderbliche Folgen; er zeigt, daß „Gerechtigkeit ein Volk erhält“ und daß die „Sünde der Leute Verbergen ist“. Nebenwird die strenge Unschuldigkeit und Gewissheitigkeit nachgelese. Als Tugenden, die vorherrschend dem Eigenwohl, der Selbstliebe (nicht der Selbstsucht) dienen, werden folgende behandelt: Sittenreinheit, Wahrheitsliebe, Mut, Selbstüberherrschung, Besonnenheit, Arbeitsamkeit, Enthaltsamkeit, Geduld, Erfurcht. — Als Tugenden, die vorherrschend dem sozialen Interesse dienen, gelten: Mitgefühl, Pflichtgefühl, Güte, Treue, Gerechtigkeit, Friedamkeit, Brüderlichkeit und Toleranz. — Jede dieser Tugenden wird an 5 bis 10 Beispielen vorgeführt. — Durch diese Beispiele werben im Schüler die Gefühle der Achtung, der Bewunderung geweckt, lebendige Kräfte zum Guten. Der Schüler erkennt dabei auch, daß alles Böse, wie Auschweifung, Lügenhaftigkeit, Feigheit, Genugsucht, Trägheit, Trunkheit, Ungerechtigkeit, Schlecht, Selbstsucht usw. dem Einzelnen und dem Volke zum Verderben gefallen. — Erkenntnis der Folgen des Guten und Bösen ist Weisheit, und Tun des Guten, ist Tugend. Weisheit und Tugend dienen zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, der Erhaltung und Veredlung. Und Vollkommenheit gilt als Ziel.

Bei einer solchen Begründung der sittlichen Grundfälle ist der Zweifel unmöglich, weil sie aus der geistigen Natur des Menschen stammt, teils aus dem Gefühlsleben, teils aus dem Denken, teils aus dem Wollen. Die natürliche Sittenlehre ist eine positive Ethik, weil sie auf die Wirklichkeit sich stützt und nicht auf angebliche Offenbarung übernatürlicher Art. Das Eigenwohl und das Gesamtwohl gebieten ein unzweckmäßige Verfolgung der sittlichen Normen. Die Vernunft stellt die sittlichen Grundfälle fest und stärkt das sittliche Bewußtsein, das Gewissen. Und das Gewissen ist die Grundlage des sittlichen Lebens.

Das Bewußtsein des Sittengeiges ist der „Gott in Uns“, an den Schüler dachte bei seinen Worten:

„Nehmt die Gottheit aus euren Willen,
Und sie stirbt von ihrem Weltenthume!“

Das eigentliche Tugendprinzip ist die Liebe zur Menschheit. Sowohl Jesus und Paulus wie Comte und Feuerbach stehen auf diesem Standpunkt.

Durch die Bildung des sittlichen Bewußtseins fördert der Moralunterricht die Lehrerzeugungstreue, die sittliche Selbstbestimmung, die innere Freiheit, die das Heiligtum der Seele ist. Die erzieherische Bedeutung der Schule wird also gewinnen, und damit auch das Ansehen des Lehrerstandes. — Auch wird damit die Schule allen Konfessionen gegenüber eine neutrale Stellung einnehmen. Diese Neutralität schafft dem Lehrer die Gewissensfreiheit.

Diese Wohlfahrts-Ethik steht höher, als die kirchliche Egoismus moral, die für das Gute einen jenseitigen Lohn in Aussicht stellt.

Auch das soziale Interesse wird durch den Moralunterricht besser gewahrt, als durch die kirchliche Ethik. Denn diese zielt ja in erster Linie nach dem „Jenseits“. Dadurch wird die Verbesserung des „Diesseits“ gehemmt. Unwissenheit, Armut, Elend, Genugsucht, Krieg und Mammonsdienst werden ungern genannt. Aber der Bericht auf das Jenseits führt notgedrungen zur Verbesserung des Diesseits. Der ethische Mensch ist der soziale Mensch.

Auch der Streit zwischen den Konfessionen wird durch den Moralunterricht der Schule gemildert; denn das Volk erkennt aus diesem, daß die Moral von Theologie unabhängig ist, daß sie ein Lebensgesetz ist, das aus natürlichen Quellen sich ergibt.

Die wahren Motive zum sittlichen Handeln sind nicht die Furcht vor der Hölle, noch die Hoffnung auf jenseitigen Lohn, sondern das Streben nach Erhaltung und Veredlung des Lebens, die Liebe zu unserm bessern Selbst und der Menschheit, das Bewußtsein der Solidarität und Wessenseinheit aller Menschen, das Mitgefühl, das Pflichtbewußtsein, die Pietät und das Streben nach der Herrschaft der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Alle diese Motive kommen mit keiner Naturrechtslehre in Einklang; sie sind die feste Grundlage der Volkerziehung und Menschenbildung. (Mein Handbuch: „Humane Ethik“, Verlag von Franke, Bern, bietet den Unterrichtsstoff in diesem Sinn und Geist).

Lebenszweck.

Und stände auch das Himmelreich mir offen,
Ich woltte stolzen Schritte vorübergehn!
Wie kann ich eine Seligkeit erhoffen,
Die frommen Christen sich von Gott ersehn!

Auf Erden eine Seligkeit erlangen
Ist meines Daseins allerhöchstes Ziel,
Im Kampf für Recht und Freiheit ohne Bangen,
Nie läßtst mich nach süßen Engelspiel.

Des Lüsters Zauber und des Lebens Witen
Dünkt mir weit schöner als das Himmelreich!
Der Erde Glück, der Freiheit goldne Blüten
Erklämpft, o Herz — läßt du auch schattengleich.

Auguste Stöppenbach.

Toleranz.

Die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen würden sich bei ihrem gegenseitigen Haß auch „noch im Jenseits um ihre Seelen balzen und aus diesem Grunde ist die Forderung der Toleranz in religiösen Fragen unter den kirchlichen Konkurrenten als eine Art Notfahrt aufzufassen, die verhindern soll, daß die schwarzen Raufbolze, sich einander nicht noch die Kirchthäme einwerfen und so das ganze, zur Zeit noch recht in Blüte stehende Geschäft mit Jenfenzwischenfällen verderben. Denn die Vertreter der einzelnen Kirchengemeinschaften sind ja stets gezeigt, einander nur das Schlechteste nachzusagen, und da sie hierfür immer ein gläubiges Publikum finden, so wäre des Liebes Ende, daß man die auf das Jenseits gejagten Wechel, eines schönen Tages nicht mehr unterbringen könnte und die Bude schließen müßte. Damit aber wäre das ganze, mit wahrhaft satanischer Kunst erichtete, klerikale Druggebäude in Trümmer gestürzt, und es wäre fraglich, ob alle modernen metaphysischen, theosophischen und spiritistischen Zauberküntler zusammengekommen, wieder ein so fein gewobenes Netz über die menschliche Vernunft zu werfen vermöchten, wie es die „gesuchten Diener der heiligen Jungfrau“ sonst ihren Helfershelfern zu weben verstanden haben.

Der Moralist fordert religiöse Toleranz mit Rücksicht auf das Gemeinsame aller Religionen der Menschheit und der christlichen Konfessionen im besonderen. Dieses Gemeinsame soll vor oder neben dem Trennenden zur Geltung kommen und so dahin führen, daß der an einen bestimmten Glauben gebundene Priester oder Late auch die Brechtigung anderer religiöser Anhängerungen anerkennt. Aus Gründen der Vernunft wäre ja gegen diese Auffassung der Toleranz nichts einzuwenden. Aber fñr, wenn man den Begriff Toleranz nimmt, wie er sich im Laufe der Zeiten richtig herausgestaltet hat, sehen wir, daß ihm zu seiner Entstehung, wie zu seinem Gedanken eine eigenartige, dumpe, stagnierende soziale Schichtenbildung nötig war, daß er eine geistige Sumpfzunge und kein lebhaftes Hogenengewässer ist. Rechtlich genommen ist die religiöse Toleranz ein Begriff, welcher dem lebensbejahenden, farbenreichen, in helterner Sinnenlust schwelgenden Altertum vollig fremd war, indem die antiken Staaten nur eine einzige Staatsreligion kannten. Erst aus den verpesteten und verschwisterten sozialen Zuständen der späteren römischen Kaiserzeit heraus ist dieser Begriff entstanden und zwar als rechtlicher Schutz des aus dem Dunkel emporstrebenden christlichen Sektentums gegenüber dem zwar altertümlichen, aber immer noch mächtigen Heidentum. So wurde dieser Rechtsbegriff erstmals durch das Mailänder Edikt Konstantins des Großen vom Jahre 313 ausgesprochen. Die Anhänger der heidnischen Kulte waren nunmehr durch Staatsrechte gewungen, die neue weltförmliche, aethetische Sekte der Judenchristen anzuerkennen, die Ausdehnungsgelüste und steigenden Anmaßungen derselben zu dulden.

Die Nachfolger Konstantins, Theodosius und Justinianus schufen sodann das Byzantinische Staatschristentum, womit der Toleranzbegriff schon seinen Zweck erfüllt hatte und auf Anwendung kam, denn von diesem Zeitpunkte an war die Grundlage für die Macht der katholischen Kirche gesichert und der Boden für jenes kanonische, das Pfaffenrecht geschaffen, dessen Wirkungen sich u. a. in den furchtbaren, bestipplösen Greußen der Ketzerverfolgungen durch die Inquisition äußerten. So lange die katholische Kirche sich der Alleinherrschaft erfreute — besonders im Mittelalter — gab es auch keine Toleranz und die weltliche Macht trat völlig in den Dienst der Kirche.

Der dieser Rechtslage entsprechende Gedanke der Notwendigkeit der Glaubensfreiheit blieb auch zunächst im Reformationszeitalter bestehen. Die katholischen Regierungen duldeten Protestanten ebenso wenig wie protestantische Regierungen Katholiken. Die nun folgende Zeit der Glaubenskriege zwang aber die Staaten wieder zur Festlegung von Toleranzgrundlagen, welche besonders durch den westfälischen Frieden geregelt wurden.

So sehen wir endlich in der Gegenwart die rechtliche Toleranz durch die Gewährung der Religionsfreiheit für die höheren Religionsgemeinschaften zum allgemeinen Rechtsgrundzustand erhoben und die Unabhängigkeit der politischen Rechte vom religiösen Glaubensbekenntnis sanktioniert, während die kleineren Sektenten und auch die freien Gemeinden in einzelnen Staaten nur Toleranz genießen, insoweit sie überhaupt staatlich anerkannt sind. In welch unerhörter Weise sich der Staat hiebel auf Seite der kirchlichen Organisationen stellt, das ging am besten aus der fürstlich durch die Presse gegangenen Mitteilung aus Breslau hervor, wo siebzig die Regierung der dortigen freireligiösen Gemeinde die Annahme eines testamentarischen Belegs verwies, während die gleiche Regierung der andauernden Anhäufung von Kapitalien durch die tote Hand gleichgültig gegenübersteht.

Geradezu paradox aber ist es, wenn eine katholische Partei, wie die Ultamontane in Deutschland, eine noch weitergehende, gesetzliche Festlegung der rechtlichen Toleranz fordert, wie es in dem sogenannten Toleranzantrag des Zentrum gesehen ist, da doch eine Konfession, die jede Duldung anderer religiöser Anhängerungen mit den eigenen Grundsätzen für unvereinbar erklärt, selbst keine Duldung verdient und in Anspruch nehmen kann. Erstreckt sich doch die Unbedenklichkeit des Klerikals auf alle Gebiete der modernen Kultur. Sie mißhandelt die Rechtlichkeit der Kunst, weil sie feindselige Gedanken unserer besten Künstler, lediglich weil eine Notwelt ihr Inhalt war, als „Schwulerneien“ bezeichnet, freilich ohne zu ahnen, wie sie damit nur sich selber, nie aber die Kunst herunter setzen. Sie agitieren gegen die Aufführung dramatischer Werke unserer besten Dichter, sie wenden sich mit plumpen Angriffen gegen unsere Gelehrtenwelt, indem sie, unfähig die Forschungsergebnisse mit den Waffen der Wissenschaft anzugeben, gegen die Personen ihre Beleidigungen richten.

In allen einflorigen Kreisen aber herrscht der lebhafte Wunsch, daß Toleranz im wahren Sinne des Wortes geübt werde, da die Zunahme religiöser Unbedenklichkeit besonders in Gegenden mit stark gemischter Konfessionaltität zu großen sozialen und wirtschaftlichen Nachstellen geführt hat und gegenwärtig umso lästiger empfunden wird, je schwerer der Einzelne sich im wirtschaftlichen Kampfe behaupten kann. Denn innerhalb der einzelnen Konfession ist es nicht allein der Pfaffe, der unaufhörlich hekt und schürt und seinem Hause keine Grenzen zieht, sondern hinter ihm steht auch der heilige zum Pfaffen gewordene Late und übertrifft oft den Geistlichen selbst an Unbedenklichkeit, Herrschaft und niederrüchtigem Ränkespiel.

Die Pfaffenstaat der Unbedenklichkeit, welche bereits mit dem rechtlichen Festlegung ihres Gegenstells ausgefeilt wurde, ist allenhalben aufgegangen und schlecht heute mächtiger wie seines Kraut, das Felder der fortwährenden Kultur gefährdet, wo sie nur immer Raum findet. Man denkt nur was in Deutschland von Seiten der Gerichte für Unfug getrieben wird mit den sogenannten Gotteslästerungsparagrafen, den § 166 d. R. Es ist Staatsanwaltliche Verfolgungswut und richterliche Voreingenommenheit bringen Jahr für Jahr so und so viele Kämpfer für den freien Gedanken zur Strecke.

Das ist ja gerade das Niederrüchtige dieser Lügensaat, daß sie gerade dann nicht feiern will, wenn sie einmal ausnahmsweise Gutes sitzen sollte, sondern nur der pünktlichen Heuchelei dienst, welche mit dem Wunsch nach Duldung den Vorwürf gemäß, nur um Schutz gegen ungerechte Verfolgung steht, in Wirklichkeit aber unter diesem Wunsche von Anfang an nur grenzenlose Herrscher, nur tödlichen Haß gegen alle Widerstände verbirgt. Zu gut sind jetzt auf dem besten Wege in das finstere Mittelalter zurückzukehren, wenn der Geist des fanatisierten Pfaffenstaats weiterhin an Boden gewinnt. Aber in der freien Luft der fortwährenden Tätigkeit auf allen Gebieten hat die Toleranz weder Sinn noch Veredigung. Hier herrscht vielmehr das längst bekannte, biologische Gesetz der natürlichen Entwicklung des höheren Organismus aus dem niederen, das Gesetz des natürlichen Auslese, offener Kampf ist hier das treibende, lebensfördernde Element. Das Altersschwäche, Kranken, das Kraftlose muss zu Grunde gehen. Das Lebensfähige nur erhält sich. Nirgends duldet im großen Weltleben, im Wirbel des Werdens und Vergehen, der Starke den Schwachen. Alerdings wird die Macht von der Ohnmacht, das Gewinde vom Kranz verdrängt, nirgends überhaupt leben wie ein Duldung aus freien Stücken. Im Gegenteil alle Lebewesen sind bestrebt, ihre Freiheit zu behaupten, von der Pflanze die Bigit und Lust sucht bis zum höhern Tiere.

Auch die Geschichte der Menschheit bestätigt dieses Gesetz. Jeder Krieg zeigt wie die völlige Niederwerfung des Gegners, der einzige Zweck des Kampfes ist. Im sozialen Leben liegt die Intelligenz über die rohe Gewalt, das bewegliche Kapital über das unbemerkliche, die Maschinenproduktion in den Fabriken über das Kleingewerbe, der Welthandel über den Platthandel, im Kleinstleben das gleiche. Im Streite um wissenschaftliche Lehreinheiten macht man den Gegner freiwillig ein Jugekländnis, auch nicht aus Gründen der Toleranz. Schrift um Schrift erkämpft sich der geistige Fortschritt seine Stellung. In Fragen der Wissenschaft kann immer nur eine Antwort die richtige sein. Im politischen Leben wird gleichfalls niemand erwarten, daß ihn der Gegner schont und daß ihn feindliche Parteien ohne Kampf dulden.

Überall sehen wir die willensstarke Naturen zum Angriff bereit. Denn „in jedem Angriff ist klingendes Spiel“ sagt schön und tapfer einer unserer gelungenen Führer. Der „Wille zur Macht“ drückt uns die Waffe in die Hand und keine Waffe klingt lieblicher wie die Fanfare, welche den Sieg verkündet.

Wissen und Nichtwissen.

Von Leopold Jacoby.

Unheilvoller
Als das Darben der Erdenkinder
Und alles Leid der Menschen ist
Das Nichtwissen
Vom eigenen Elend.

Sch ich
Millionen Menschenwesen
In ein Marterjoch geprägt,
Stumpfen Blicks durch Tagwerk wandeln,
Dann in blitrem Groll und Gram
Muß mein Hirn und Herz erbeben.

Thoren haben es Glück genannt,
Haben die Menschen seelig gepriesen,
Die, unbewußt der Seelenqualen,
Sich des niederen Daseins freuen,
Mit dem Vieh zugleich zufrieden leben.
Lieber wissend bluten in Dual,
Lieber bewußt verlieren in Dual vergehen!

Fürchterlicher
Als das Elend der Menschen ist
Das Nichtwissen,
Sei's auch vom Elend.

Thygater.*

Thygater melkte die Kühle ihres Vaters, und sie melkte gut, denn die Milch, die sie nach Hause brachte, lieferte mehr Butter, denn die Milch die von ihren Brüdern nach Hause gebracht wurde. Ich werde dir sagen, wie dies kam, und gieb gut acht, Freunde, daß du weißt . . . so du einmal ausgenge magst zu melken. Doch sage ich dir dies nicht, auf daß du melken mögest wie Thygater, sondern um dich auf das Vorbild ihres Brüder zu weilen, die durch minder gutes Melken besser taten. Verständiger wenglens.

Bevor die jungen Landleute die Weile betreten, ja, lange vor dieser Zeit, stehen die Kühle an der Einstiege und warten, daß man sie entlaufe vom dem Nebelkuss, den sie eigentlich für ihre Kälber bereit machen. Aber die Menschen essen die Kälber auf, „weil sie sich hierzu gegeilt fühlen“, und dann ist da Milch zu viel in den Eutern.

Was geschieht nun, während die Kühle mit dummen Geschtern am Verschläge warten? während dieses Stillstehens treibt der leichtere Teil der Milch, die Sahne, das Fett, die Butter, nach oben, und liegt also der Zige am fernsten.

Wer nun gebildigt melt bis auf die Neige, bringt fette Milch nach Hause. Wer Eile hat, läßt Sahne zurück.

Und siehe, Thygater hatte keine Eile, doch ihre Brüder wohl. Denn diese behaupteten, daß sie auf etwas anderes Recht hätten, denn auf das Melken der Kühle ihres Vaters. Aber sie bachtete nicht an dieses Recht.

* Griechisch spricht: Thygater = Tochter im Sanskrit = Maedchen.

Mein Vater hat mich gelehrt, zu schließen mit Fässeln und Bogen, sprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umher streifen in der Welt und arbeiten für euren Rednung.

Mich lehrte er fischen, sagte ein zweiter. Ich wäre wohl

dumm, allzeit zu melden für einen anderen.

Er zogte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich sah einen Baum und gehe darauf sitzen, im Wasser. Ich

will wissen, was da zu sehen ist an der anderen Seite des Sees.

Ich habe Lust, zusammen zu wohnen mit der blonden Gyné** erklärt ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygaters darin, für mich zu melden.

So hatte jeder Bruder einen Wunsch, ein Begehr, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Huhe ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Augen für jemanden.

Aber Thygater mietete bis auf den letzten Tropfen.

Vater, rießen endlich die Brüder, mir gehen!

Wer wird da melden? fragte der Vater.

Gi, Vatert!

Wie wirds werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbeziehen? Wie wirds werden, wenn auch sie auf dem Gedanken kommt, zusammen zu wohnen mit was Brauenem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu gehört? Euch kann ich müssen, doch sie nicht... die Welt die Milch, die sie nach Hause bringt, so fett ist.

Allobrogi sagten die Söhne, nach einiger Überlegung:

Vater, lehre sie nichts! Dann wird sie treu formellen bis ans Ende ihrer Tage, zeigte ihr nicht, wie die gespannte Sehne, sich zusammenziehen, den Preis weicht, dann wird sie nicht Gelüste haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenschaft der Fische, die einen schwarzen Haken einschließen, so er mit ein wenig Nas bedeckt ist, sie wird dann nicht denken an das Auswerfen von Angeln oder Netzen. Lehre sie nicht, wie man einen Baum aushölt und damit wagnfahren kann an die andere Seite des Sees, dann wird sie kein Verlangen fühlen nach dieser anderen Seite. Und las sie niemals erfahren, wie man mit Blond oder Braum ein eläns Haus erwerben kann und was dazu gehört! Läß sie dies alles niemals wissen, Vater, dann wird sie bei dir bleiben, und die Milch deiner Huhe wird fett sein! Indessen las uns gehen, Vater, jeden nach seinem Begehr!

So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein sehr vorsichtiger Mann war — erwiderte:

Gi nun, wer wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? wie wirds sein, wenn sie die Blaustiege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? wie, wenn der gesegnete Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge zufällig fortzieht? wie, wenn sie am Rande des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, oder in falsch gelenkter Gier ihn verfehlt und fest hält an der schwarzen Hülse des Rieds? und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lerche im Maimond sich in den Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie ist zu dummi, um Begehr zu fäuligen aus Wissenshaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts getagt hättest.

Doch der Vater antwortete:

Rein, dummi ist sie nicht! Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernen wird, was sie nicht lernt ohne mich. Dumm ist Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten:

Vater, sage ihr: daß wissen, begreifen und begehrn... sändig ist für ein Mädchen!

Diesesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt. Er ließ seine Söhne zum Flüstern, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freiheit... überall hin...

Doch er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehr Thygater, die in Einfältigkeit weiter mietete bis an das Ende.

Und es blieb also bis auf den heutigen Tag.

Aus „Multatuli“ Frauenbrevier.

Die christlichen Feste.

Ihr Ursprung und ihr Zusammenhang mit den Festen der antiken Völkern und der Naturreligionen.

Vortrag gehalten von Fr. C. Köhler im Monistencircus Genf.

Wenige Tage vor dem letzthäufigen Fest der Wintersonnenwende zu welchen alle Jahre der Lüchternbaum gedrückt wurde hörte ich von einer Dame meiner Bekanntschaft die Neuerung „Ihr Freidenker seit doch inkonsistente Leute“ von der christlichen Kirche wollt ihr nichts wissen, aber ihr Feste, ihren Weihnachtsbaum behaltet ihr bei! — Diese Neuerung gab mir die Anregung zu meinem heutigen Vortrage, in welchem ich versuchen will nachzuweisen, daß die genannten hohen Kirchlichen Feste durchaus nicht Einrichtung der Kirche sind, sondern bereits lange vor deren Stiftung bei vielen Völkern, wenn auch unter andern Namen, bestanden haben. Wie es mit den übrigen Festen steht werde ich ebenfalls im Verlaufe meines Vortrages auseinandersetzen.

Zunächst will ich einige Worte über den allmächtlich wiederlebenden Feiertag, den Sonntag, sagen. Wie uns allen bekannt, lebt die Kirche über die Entstehung des Sabat, das Gott am siebten Schöpfungstage von seinem Werke ausruhte. Abgesehen davon, daß der allmächtige Gott, dem doch angeblich die Naturkräfte auf seinen Willen gehorchten, 6 Tage darf gebraucht, das Universum zu schaffen, muß es für den Unbefangenen befreudlich erscheinen, daß dieser doch menschlichen Schwäche nicht unterworfen sein solltende mächtige Geist das Bedürfnis nach Ruhe empfand, sich, wie wir eben gehört, erquerte und an der Abendblüte late, wie im ersten Buch Moses 111, Vers 8 ausdrücklich zu lesen ist.

Was er als angenehm und wohltätig empfunden, das gebot er auch den Geschöpfen seiner Laune, den Menschen.

Nun wissen wir aber, daß die siebentägige Woche bereits bei den Babylonern und Ägyptern existierte und ihren Ursprung wohl in den Mondphasen hat, welche sich ungefähr von sieben Tagen folgen. Auch die alten Germanen hatten

höchst wahrscheinlich schon die siebentägige Woche, lange vor der Bekanntschaft mit den Römern da uns Tacitus berichtet, daß sie alle wichtigen Unternehmungen und Versammlungen, besonders gottesdienstliche, nach dem Wechsel des Mondes bestimmten.

Von den Ägyptern kam die siebentägige Woche zu den Griechen und Römern, welche vordem eine acht- bzw. zehntägige Woche hatten.

Im nachapostolischen Zeitalter wird neben dem jüdischen Sabbath der Sonntag (als Freudentag) wohl angeblich Auferstehungstag Christi, gefeiert, doch erst Konstantin der Große, verbot im Jahre 321 alle nicht ganz dringlichen Tagesgeschäfte am Sonntag, und Kaiser Leo III., der von 717 bis 741 regierte, untersagte endlich jede Arbeit an diesem Tage bei schweren Strafen.

Die Bezeichnung dieses „domenicus“ oder „domenica“ d. h. Tag des Herrn, ging nun als „dimanche“ als „domenica“ in die italienische und als „domingo“ in die spanische und portugiesische Sprache über. Alle nordischen Völker nannten diesen Tag der Sonne, Sonntag, nach dem römischen Namen „dies solis“. Den Grund hierfür werden wir bei der Erklärung des Weihnachts- und Osterfestes kennen lernen. Als Kuriosum muß ich noch erwähnen, daß uns Kindern der Pfarrer als Beweis für die göttliche Institution des Sonntags anschwört, daß der französische Revolutionkalender, der bekanntlich siebentägige Wochen sogen. Defakten einführte, deshalb nicht habe befehlen können, weil der Mensch nach göttlicher Vorlesung nach sechs Arbeitstagen das absolute Bedürfnis nach einem Ruhtag habe. Dem guten Herrn war zunächst nicht bekannt, daß außer dem zehnten auch der fünfte Tag ein Ruhtag war, sodann, daß der Revolutionkalender nicht etwa aus Unbedarftheit gekommen ist, sondern daß das Machtwerk Napoleon I. ihm ein Ende setzte, der durch Dekret vom 9. September 1805 die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders vom 1. Januar 1806 anordnete.

Von dem Sonntag, dem Tage der Sonne, gebe ich über zum Freudentage der Christenheit, welches den Weihnachtsfest des dritten Jahres eröffnet den Weihnachtsfest. Wie man auf die Idee verfallen ist, den 25. Dezember als den Tag der Geburt des mythischen Stifters der christlichen Religion anzunehmen, ist unbekannt, soviel aber ist gewiß, daß dieser Tag der Tag der Wintersonnenwende bereits bei den alten Römern als „dies natalis invicti“, Geburstag des Unbesiegten (nämlich der Sonne) und bei den alten Germanen als Julfest gefeiert wurde.

Im Abendlande findet sich der 25. Dezember als Geburtstag Christi zum ersten mal in dem römischen Festzyklus vom Papste Julius gest. 377) vom Jahre 354 erwartet, im Orient galt es zu dem diesbezüglichen Gedenk des Kaisers Justinian, welches die Feier des Festes auf den 25. Dezember anordnete, der 6. Januar als Geburtstag Christi. Nach mystischen Berechnungen und prophetischen Ausführungen galt der 25. März als der Tag der Empfängnis der Maria, als welcher er auch heute noch in der katholischen Kirche gefeiert wird, woraus sich von selbst der 25. Dezember als Tag der Geburt ergab. In Wahrheit ist die Soche wohl umgedreht gewesen, d. h. man hat den Tag der Empfängnis nach der Geburt bestimmt. Wie schon gelagt wurde die Zeit der Wintersonnenwende bei allen Völkern des Altertums feierlich begangen, war ja doch das Naturereignis ganz dazu angetan, die Menschen mit Freude zu erfüllen. Die licht- und wärmependende Sonne, ohne welche kein Leben auf dem Erdball möglich wäre, ist tiefer und tiefer zum Horizont hinabgesunken, die Tage sind kürzer und kälter geworden, neblig und melancholisch schaut der Himmel auf die im Winterschlaf verhuschte Erde herab, — da erhebt sich nach dem Solstitium das leuchtende Tagesgesicht wieder, siegend über Nacht und Kälte.

In den griechischen Mythologie ist Heracles, der Herkules der Römer, die Personifikation der Sonnenkraft, er ist wie Apollo, der Sohn des Himmelsgottes und befreundet mit der Himmelsgöttin Athene. Er ist der Bubus der Germanen, der Sirupader der Iberer, Ormuz der Perzer, Mithra der Iraner, Izibuba oder Nimrod der Assyrier, der Ostris der Ägypter. Bezeichnlich dieses letzteren, der uns in der Folge ganz besonders interessieren wird, ist interessant zu konstatieren, wie sich seine Geburt unter gleichen Verhältnissen wie die Geburt Christi, die offenbar als Vorblatt gedenkt hat, vollzog. Wie die helligen Bilder der alten Ägypter erzählen uns nämlich, daß der Stier Apis, das Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft von einer Kuh, die noch nicht geboren hatte und durch einen Sonnenstrahl gefruchtet war, geboren worden sei. Nun erwähnen aber die Alten ausdrücklich, daß in dem Apis eigentlich Otiels (als Sohn des Gottes Ptah) verehrt wurde, die Seele dieses Gottes sollte in dem heiligen Stier wohnen. Die Analogie der Inkarnation dieses Gottes mit der Himmelfahrt der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist ist hier nicht zu verfeinern.

Was den Ursprung der Sitte des Weihnachtsbaumes betrifft, so ist hierüber folgendes zu sagen. Wie die Zeit der Wintersonnenwende feierten, wie schon erwähnt die alten Germanen ihr Julfest, d. h. fröhliches Fest, ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen geweiht, die um diese Zeit ihren Umzug hielten und an Schaus und Gelage teilnahmen. Neben den Manen der Verstorbenen wurde auch den großen Göttern geopfert, besonders dem Donnergott Thor und Freyr, dem Sonnengott, der Fruchtbarkeit und Wachstum vertritt. In der Julnacht strahlte die dem Gottes heilige Ehreiche auf allen Zweigen voller Lüchte, die kein Wind zu lösen vermochte. Die sagenumwobene immergrüne Mistel deren Gabelzweig das Symbol der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft ist, die in ihm lebendig bleibt, wurde eingeholt um alle Räume damit zu schmücken. Die gleiche Bedeutung wie die Mistel hatten auch andere immergrüne Bäume, Kiefer, Tanne, Fichte und Stechpalme, weshalb man diese später als Zeichen der Freude über den Sieg der Sonne um die Wintersonnenwende mit Lüchten schmückte und mit bunten Blätter verzieren.

Sie sehen also daß die Symbolik des Weihnachtsbaumes bei den nordischen Völkern bestand, bevor noch christliche Priester denselben die neue Lehre aufzwingen und dem alten Fest und Gebrauch eine neue Bedeutung beigelegt hatten.

Und im Sinne der alten Nordländer feierten auch wir Freidenker durch den Lüchternbaum das Fest der Wintersonnenwende, den Sieg des Lichtes über die Finsternis, der Auflösung über den Aberglauben und die Verdummung, der Wahrheit über

Trug und Lüge. Es ist sogar unser Feind par excellence, denn es verhindert unser Streben und unser Hoffen!

(Fortsetzung folgt.)

Monistencircus Genf.

Das Komitee für 1908 ist folgenderweise bestellt:

Vorsitzender: Privatdozent Dr. Otto Karmi,

8, Avenue des Arpilières, Genf-Chêne.

Beisitzer: Dr. med. Richard Haas, 4, Chemin Chandlen,

Ingenieur A. Grebel, 3, Cours des Baillons.

Schriftführer: Apotheker Fritz C. Köhler, 22, Avenue Favre.

Kassenwart: Apoth. Hans Scheffler, 23, Chemin Bivard.

Bereinslokal: Hotel de la Cigogne, 17, Place Longemalle.

Bereinsabend: Freitag von 9 Uhr ab.

Kulturdokumente.

Obacht, Pfarrer!

In dem österreicherischen „Korrespondenzblatt für den katholischen Clerus“ fand sich neulich folgende Warnung: „Ein Rat als Warnung. Einer, der selbst vor kurzem ordentlich hineingefallen ist, erlaubt sich, seinen hochwürdigen Herren Mitbrüder den guten Rat zu erteilen, niemals eine Haussäterior aufzunehmen, wenn dieselbe nicht ein von einem verläßlichen Arzte ausgestelltes Gesundheitszeugnis beizubringen imstande ist.“

Wie die „Wiener Arbeiterzeitung“ versichert, dürfte es sich um einen sogenannten Schnupfen handeln, dem ein Hochwürdiger zum Opfer gefallen ist. Der warnende Rat ist also sehr angebracht. Denn es ist in der Tat nicht auszudenken, zu welchen moralischen und sonstigen Konflikten es kommen mag, wenn die Pfarrköchin nicht mehr gesund in das Pfarrhaus kommen.

Ein Wunder vor Gericht.

Vor dem Gericht in Ancona stand dieser Tage ein im Lumpen gehüllter barfüßiger Kreis mit elstisch ins Leere blickenden Augen unter der Anlage des Diebstahls. „Sie, Domenico Labruzz“!, sagte der Präsident, „haben also im heiligen Hause zu Loreto eine wertvolle Nadel gestohlen!“ Blau und aufs äußerste gefränt erwiderte der alte Herr: „Ich habe nichts gestohlen. Gänzlich ausgehungert befand ich mich seit vier Tagen in Loreto vor dem Schlagmutter, während die andern alle sich an der Prozession beteiligten; betend lag ich auf den Anten, als eine Stimme mir zutrat: „Stehe auf und tritt ein!“ Ich trat ein, und es eröffnete mir die Madonna, die zu mir sagte: „Gebt mir diese Scheibe und nimm jene Nadel dort. Das ist die Gnade, die ich dir antue.“ Da ich zufällig einen Ziegelstein im Sack hatte, zerbrach ich die Scheibe und nahm die Nadel, aber die eine nur, getreu dem Befehle meiner Mamma.“ Die Nadel, die aus einer großen Perle und aus 400 kleinen Brillanten besteht, war ein Geschenk der Königin von Sizilien Napoleonischen Angebunden. Die Fremdenführer zeigten sie den Freunden als eine besondere kostbare, die einen Wert von 40,000 Lire haben sollte; nach größtmöglicher Schätzung ist sie aber nur 5300 Lire wert. Da ein Gericht auch mit der Möglichkeit eines Wunders rechnen muß, wurde ein Geistlicher des Heiligen Hauses als Sachverständiger vernommen; er erklärte jedoch, daß die Madonna solche Wunder nie tue. Als der Gerichtshof sich zur Beratung zurückzog, erklärte der edle Schützling der Madonna, daß er sich ganz in die Hände des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gebe. Sein szenisches Gottvertrauen rührte ihm aber wenig, denn das Gericht brummte ihm 16 Monate Gefängnis auf. Der alte Herr erklärte voller Entrüstung, daß er Berufung einlege, da man an Wunder unbedingt glauben müsse.

Es ist doch sonderbar. Von all den heiligen Knochen, Lumpen und Bildern, mit denen die katholische Kirche die Dummheit ausweist hat nicht so viel Geld erbracht, wie die heilige, stets wunderliche Madonna“. Unzählig sind die Wallfahrtsorte in denen sie täglich ihre Gnaden ausstellt, unzählbar sind aber auch die Sunnen, die ihre getreuen Diener hierfür einheimsen. Und wehe dem Sünderlümmler, der an diese Wunder nicht glauben will. Ganz abgesehen von den Unheimlichkeiten die ihn im Jenseits erwarten, findet die Kirche auch im Diesseits Mittel dem frechen Spötter das Handwerk zu legen.

Runn ist einmal ein Wunder geschehen an das wir gar zu gerne geglaubt hätten, wie hätte es uns gefreut, wenn man auch im Himmel eingesehen hätte, daß man in diesem Jammer nicht nur von Hallelujah und Kirchenfeierzahlen leben kann. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Madonna all die Millionen die ihre Diener gesammelt haben unter ihre Kinder verteilte hätte. Aber jetzt ist wieder nichts. Vor Gericht hat der heilige Mann ausgesagt, daß die Madonna solche Wunder nicht tue. Ja, ja, nehmen ist immer noch fehliger wie geben.

Der Bierphilister vor dem jüngsten Gericht.

Wie salbungsvoll klingt es bei Leichentenrein, wenn ein jämmerlicher Bierphilister zu Grabe getragen wird mit 40 oder 50 Jahren: „Gott hat ihn zu sich gerufen!“

Wie Gott uns in frommer Weise geschildert wurde, stellte ich ihn mir als Kind immer vor als großen, strengen alten Mann mit Krone und Purpurnmantel auf goldenen Throne in einer schwarzen Wolle sitzend, ein langes Szepter in der Hand. Wenn man nun mal seine beste Freunde tüchtig verprügeln wollte, oder den Konkurrenztopf mit dem Feigfänger gründlich unterlaufen, erzielte man eins mit dem Szepter. Dieser Gott wird sich schwerlich über die Ankunft eines unnützen Altholzvertilgers im Himmel freuen. Im Gegenteil, kaum wird letzterer sich der Paradiespforte blicken lassen, wird er hoffentlich einige Tüchtige mit dem Szepter aufgemessen kriegen, und ungestüm Satanus zugekehrt werden. Dieser wird sich umgekehrt wohl über den

**Griechisch sprich: gunes = das Weiß.